Chris von Rohr

Sternenstaub

Die besten Kolumnen

GIGER

Chris von Rohr

Sternenstaub

Chris von Rohr

Sternenstaub

Die besten Kolumnen

Giger Verlag

1. Auflage 2011
© Giger Verlag GmbH, CH-8852 Altendorf
Tel. 0041 55 442 68 48
www.gigerverlag.ch
Lektorat: Monika Rohde, Leipzig
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, Zürich, unter
Verwendung eines Motives von © Chris von Rohr/Mark Fox
Layout und Satz: Roland Poferl Print-Design, Köln
e-Book: mbassador GmbH, Basel
Printed in Germany

ISBN 978-3-905958-10-2
eISBN 978-3-907210-60-4

VERMÄCHTNIS

Willst du, dass deine Kinder gewinnen,
lehre sie, zu verlieren.
Willst du, dass sie glücklich sind,
lehre sie, traurig zu sein.
Willst du, dass sie gesund sind,
lehre sie, krank zu sein.
Willst du, dass sie viel haben,
lehre sie, mit Wenigem auszukommen.
Eltern, die Misserfolge vertuschen, Verluste leugnen
und sich ob ihrer eigenen Schwächen verachten,
können ihren Kindern nichts beibringen.
Eltern jedoch, die sich
in ihrer ganzen Menschlichkeit zeigen,
werden zu Helden.
Denn Kinder schauen auf diese Eltern
und lernen, sich selbst zu lieben.
William Martin

Für alle Kinder
und Jene, die jeden Tag aufstehen,
um ihr Bestes zu geben.

INHALT

Der Götterfunken
Sie liebt mich, sie liebt mich nicht!
Von der Unanständigkeit der Sprache
Wunschzettel meiner Nase
Weniger ist mehr
Heidiland sucht the next Superchris
Die gestürzten Lehrer
Die Kuschelkrise
I phone, also bin ich
Kauf jetzt – bezahle nie!
Geist ist geil!
Lasst sie schreien!
Das Spiel
Von Zeilen geschlagen
Kebab u ke mam
Bitte einmischen!
Summer of love
Schönheit und Dekor
Ballade ans Alleinsein
Der Mensch dahinter
Meh Grosi!
Hundstage
Daher weht der Wind!
Die Kraft der Farben
Hallo Väter!
O Soletta mio
Zurück zur Quelle

Der Staatsstau
Meh Schnee!
Der King
Meh Dräck!
Liebesfreud – Liebesmüh
Powerfunken gegen die Armut
Auf allen Wegen ist Heimkehr
Geld oder Leben?
Der Berg ruft
Ode an Rösi!
Die Rückkehr der Marxbrothers
Ihr Lichtlein, kommet
Scheiden tut weh!
Konflikt & Konfekt
Das Leid der Tiere
Die Erfolgsfalle
O Tannenbaum
Die Lebensschnur
Ruf der Bücher
Der Klimablues
Problemfall Eltern
All you need is love
Die Steine des Weisen
Tod und Trauer
Die Denkmaschine
Verspielt oder vergamed?
Grenzenloses Wachsdumm
Nestwärme
Sternenstaub
Dufte, Sommer!
Am Anfang war der Song
Na, Alter?

Danksagung

Sternenstaub

DER GÖTTERFUNKEN

Der bekannteste Tänzer der Filmgeschichte, Fred Astaire, bekam nach seinem ersten Probeauftritt eine Notiz des Aufnahmeleiters: »Spielt schlecht, ist etwas kahlköpfig und kann ein bisschen tanzen!« Astaire bewahrte diesen Zettel zeit seines Lebens über dem Kamin in seinem Haus in Beverly Hills auf. Walt Disney wurde mangels guter Ideen von einem Zeitungsherausgeber gefeuert und ging mehrere Male bankrott, bevor er die Welt mit seinen Zeichentrickfilmen, Comicfiguren- und Vergnügungsparks verzauberte. Der Überphysiker Albert Einstein wollte nicht sprechen, bevor er vier Jahre alt war, und konnte erst als Siebenjähriger lesen. Seine Lehrer beschrieben ihn als geistig langsam, ungesellig und dauernd in seine törichten Träume abschweifend. Er wurde von der Schule gewiesen und es wurde ihm der Zugang zur Technischen Hochschule Zürich verweigert. Gleichwohl entwickelte er später die bahnbrechende Relativitätstheorie und bekam 1921 den Nobelpreis. Thomas Alva Edisons Lehrer sagten, er wäre zu dumm, um etwas zu lernen und trotzdem wurde Edison einer der grössten Erfinder der Welt. Auch der Schriftsteller Leo Tolstoj, der mit »Krieg und Frieden« und »Anna Karenina« Literaturgeschichte schrieb, fiel an der Hochschule durch, wurde als lernunfähig und -unwillig beschrieben. Winston Churchill blieb in der sechsten Klasse sitzen. Nach einem Leben voller Niederlagen und Rückschläge wurde er mit zweiundsechzig Jahren

Premierminister von England und er führte sein Land glorreich durch den zweiten Weltkrieg.

Kennen wir nicht ähnliche Zurückweisungen aus unserem eigenen Leben? Wie oft musste ich von meinen Vorgesetzten oder Lehrern Sätze wie diesen hören: »Das geht nicht, führt zu nichts, das kannst du nicht machen, vergiss es, Sohn, was soll nur aus dir werden? Musik ist wie Zirkus, davon kannst du mehr schlecht als recht leben, und besonders talentiert bist du auch nicht!« Die Autoritätspersonen in meinem Umfeld wollten mich und meine Träume brechen. Trotzdem bin ich meinen eigenen Weg gegangen. Nicht, dass ich mich etwa mit den oben genannten Persönlichkeiten in eine Reihe stellen möchte, aber immerhin gelang es mir nach einer langen Durststrecke, meine Träume zu verwirklichen: Ich konnte auf den grossen Rockbühnen der Welt spielen, traf meine Idole, erreichte Gold und Platin in Amerika und Kanada, schrieb ein paar Hitsongs und drei Bücher, coachte erfolgreich verschiedene Bands, war als Süsswasserpirat beim Fernsehen, hatte eine eigene Radioshow, rocke seit Jahren wieder mit *Krokus* und kann von der Musik gut leben.

Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar, schrieb einst Antoine de Saint-Exupéry in seinem Klassiker »Der kleine Prinz« so treffend. Egal, wie klein sie dich machen, ich glaube, dass es sich lohnt, der inneren Stimme, dem eigenen Plan mehr zu trauen, als dem, der uns gerne von Wiederkäuern und Besserwissern hineingedrückt wird. Häufig steckt da eigennützige Berechnung, Minderwertigkeit oder Neid dahinter. Ausser bei der Elternschaft. Verständlicherweise sorgt sie sich darum, ob ihre Nachkommen dereinst eigenständig im Leben bestehen können. Da kann man schon mal etwas nervös werden oder überreagieren. Dennoch – um im Leben Zufriedenheit und so etwas wie

Erfüllung zu erlangen, muss jeder von uns selber spüren, wohin er gehört, seine eigene Disziplin und Gewichtsklasse finden, ergründen, wer er ist und den gewählten Pfad dann mit tollkühner und unerschrockener Konsequenz verfolgen. Dranbleiben ist alles. Das ist oft hart, denn es gilt immer wieder Rückschläge zu überwinden. Aber gerade in schwierigen, scheinbar aussichtslosen Situationen finden wir ihn wieder, diesen Götterfunken in uns. Die alte Weisheit stimmt: Das einzig wirkliche Risiko im Leben ist die Gesundheit – alles andere ergibt sich.

In einem Bangkoker Tempel gibt es einen drei Meter hohen, massivgoldenen Buddha. Er wiegt zweieinhalb Tonnen, wird auf 170 Millionen Franken geschätzt und von allen Besuchern bestaunt. Daneben liegen Tonstücke in einem Glaskasten und auf einem handgeschriebenen Dokument steht die Geschichte dieses landesweit bekannten Wahrzeichens: Im Jahr 1957 musste eine Gruppe von Mönchen einen grossen Tonbuddha in ein anderes Kloster umsiedeln. Während des Transports fiel Licht auf einen kleinen Riss der Statue und ein Mönch bemerkte, dass ein ungewöhnlicher Schimmer aufblitzte. Er fand das seltsam, liess den Transport stoppen, holte Hammer und Meissel und begann, den Ton abzutragen. Nach vielen Stunden Arbeit stand er einem massivgoldenen Buddha gegenüber. Historiker glauben, dass Priester vor vielen Hundert Jahren aus Angst vor feindlichen Angriffen den goldenen Buddha einfach mit einer Tonschicht bedeckt hatten, um ihn vor Raub und Schändung der Burmesen zu schützen. Dadurch blieb er im Besitz des damaligen Siam und überlebte sämtliche Kriege und Plünderungen.

Diese kleine Geschichte lässt sich leicht auf uns übertragen. Sind wir nicht alle wie der Tonbuddha – bedeckt mit einer Hülle aus Härte, einer Panzerung, einem Schutzwall, der aus Angst vor Verletzungen entstand?

Irgendwo auf dem Weg, zwischen Geburt und Pubertät, je nach Bewusstseinsstufe der Eltern und Lehrerschaft, wird dieser Götterfunken überdeckt und unser natürliches Selbst zugeschüttet. Darunter ist aber jeder ein goldener Buddha oder ein goldener Christus und in ihm steckt ein goldener, unzerstörbarer Wesenskern. Ähnlich wie der Mönch mit dem Meissel, können wir unseren wahren Kern wieder neu entdecken – wenn wir uns wirklich danach sehnen oder vielleicht schicksalsmässig dazu gezwungen werden. Es lohnt sich, denn wenn das innere Feuer glüht, nehmen wir vermeintliche Hindernisse mit links, entwickeln eine erstaunliche Triebkraft und bleiben auf der persönlichen Spur unseres einmaligen Lebens.

SIE LIEBT MICH, SIE LIEBT MICH NICHT!

Die Japaner feiern das Kirschblütenfest. Ich hätte auch gern so ein Fest. Denn ich möchte auf keinen Fall riskieren, dass sich die hiesigen Blüten vernachlässigt fühlen und unter dem Eindruck zu leiden haben, dass sie weniger wert seien als diejenigen anderer Länder. Es muss zwar nicht unbedingt die Kirsche sein. Lassen wir die den Japanern – ebenso, wie die Tulpen den Holländern. Aber ein Fliederfest könnten wir doch feiern oder wenigstens ein Löwenzahnfest. Die Krokusse werden ja in anderem Zusammenhang gewürdigt.

Dürfte ich auswählen, würde ich mich allerdings für ein Margritli-Gänseblümchen-Massliebchen-Tausendschön-Fest entscheiden. Ein kleines bisschen wegen der allerliebsten Kränzchen, die mir mein erster Schatz in Kindertagen daraus geflochten und aufs lockige Haar gesetzt hat, aber hauptsächlich wegen der Sache mit dem Orakel. Für scheue und deswegen blutende Frühlingsherzen ist es ein sinnlicher Akt: Der heimliche Verehrer setzt sich unter dem Druck seines kaum mehr auszuhaltenden, überschäumenden Begehrens im Schneidersitz mitten auf eine Wiese und pflückt ein Margritli. Dann zupft er behutsam und gemächlich von diesen weissen Blütenblättchen eines nach dem anderen aus der goldgelben Blütenmitte heraus und murmelt dazu: »Sie liebt mich, sie liebt mich nicht …« Dabei betet er innerlich, dass Amor über ihm kreisen und das letzte Blütenblatt den positiven Bescheid bringen möge. In den meisten Fällen ist

das Resultat erfreulich sicher nach dem dritten Mal. Das stärkt den verunsicherten Romeo derart, dass er seine Ablehnungsängste überwindet und sich auf den Weg macht, um seiner Angebeteten endlich die im Geiste längst ausformulierte Liebeserklärung auszusprechen. Im Erfolgsfall wird er damit von der grausamen Unterdrückung seines inneren Feuers erlöst.

Wenn man bedenkt, auf wie viele liebestrunkene Stunden die Menschheit ohne die Ermutigungen dieses kleinen, einfachen Pflänzchens verzichten müsste, dann kommt man zum Schluss, dass ein Margritlifest mehr als nur seine Berechtigung hätte. Im Grunde wäre sogar ein Friedensnobelpreis gerechtfertigt. Denn wer die Liebe lebt, hat kaum Bedürfnisse boshafter Natur. Ein Mensch, der sich und die Welt ins Herz geschlossen hat und von Hause aus gestärkt ist, hat die Gelassenheit, das zu akzeptieren, was er nicht ändern kann, und die Kraft und den Mut, das zu verändern, was er verändern kann – egal, was die anderen sagen. Wenn die Seele gesund ist, sind auch der Körper und der Geist robuster. Folglich ist das Gänseblümchen nicht nur gegen konkrete Gebrechen wie Akne, Asthma oder Frauenleiden, sondern in globalem Sinne medizinisch wirksam. Und dazu auf dem Teller ebenso schmackhaft wie dekorativ.

Seit ewigen Zeiten besteht eine mystische Vorstellung eines Paradieses, eines unerreichbaren, entrückten Garten Edens. Ein Garten, der alle Bedürfnisse deckt und den Menschen mit allem versorgt, was ihn glücklich und zufrieden macht. In fast allen Religionen kommen solche Gärten vor. Seit Anfang der Gartenkunst haben Menschen versucht, solche Gärten im Diesseits anzulegen und die Paradiesbeschreibungen auf Erden umzusetzen. Mein Gott, man könnte sein ganzes Leben nach der vollkommenen Blüte suchen, es wäre kein verschwendetes Leben! Buddha sagte einst: *Wenn wir das Wunder einer einzigen Blume*

wirklich sehen, dann kann dies unser ganzes Leben verändern! Wie wahr! Die Unschuld der Natur, das Schwingen von Farben, auch inmitten eines schweren, problematischen Lebens, kann zu jeder Stunde wieder Glauben und Freiheit in uns schaffen.

Es ist für mich jedes Mal ein Highlight, wenn unser Tochterkind jede Veränderung im Garten, sei sie noch so klein, feiert und mir den wöchentlichen selbst komponierten Blumenstrauss bringt. Schon meine geliebte Mutter selig hatte dieses Feeling für herrliche Blumenarrangements. Ich betrachte dann diese bunten Wunderwerke ihrer Enkelin und sehe meine Mutter wieder vor mir – sie strahlt. Es waren die seltenen Momente, wo ich sie wirklich selbstvergessen und glücklich sah. Noch heute verbinde ich gewisse Blumen und ihre Strahlkraft mit ihr. Ich sehe sie in den Blumen, was mich an das Zitat des italienischen Dichters und Philosophen Dante Alighieri erinnert: »Drei Dinge sind uns aus dem Paradies geblieben – Sterne, Blumen und die Kinder.«

Menschen sind eben auch Blumen. Manche wurzeln tief und andere breit, wieder andere haben nur schwache, kleine Wurzeln. Manche Sorten benötigen das Bad in der Menge, sodass sich der Einzelne unserer Aufmerksamkeit entzieht. Andere setzen sich derart gekonnt in Szene, dass man kaum vorbeigehen kann, ohne sich nach ihnen zu bücken. Gewisse Raritäten aber wissen ihre Schönheit in weiser Vorsicht vor dem oberflächlichen Betrachter zu verbergen und lassen sich nur mit Musse entdecken. Es gibt Schluckspechte und solche, an denen die grösste Dürre und der härteste Winter scheinbar schadlos vorüberziehen.

Den schamlosesten Territorialkämpfen zum Trotz findet sich für fast jeden ein Plätzchen in der endlosen Weite unseres Planeten. Und alle diese Dinge geschehen nur aus

einem Grund: Ein Samenkörnchen, unscheinbar klein, kann Ursprung einer grossen Geschichte sein!

VON DER UNANSTÄNDIGKEIT DER SPRACHE

Die TV-Casting-Sendungen haben mir nebst den üblichen Nebengeräuschen viel Freude, Zuspruch und anständigen Sold gebracht. Unzählige positive, ermunternde Briefe und Mails voller Begeisterung und Herzoffenheit. Vor allem von Kids und Älteren. Aber es gab auch ein paar fragende und kritische Stimmen. Der Brief vom Lehrer Markus M. steht für einen dieser Art: »Lieber Chris, deine Arbeit als Juror bei MusicStar und als Musikproduzent schätze ich sehr – deine direkte Art, deine Offenheit und deinen Charme auch. Aber deine Sprache finde ich einfach sexistisch, frauenfeindlich und vulgär. Das hast du doch gar nicht nötig. Würdest du mir empfehlen, einfach zu akzeptieren, dass in unserer Sprache, die die Jungen von heute sprechen, immer mehr ›gefuckt‹ und ›getittet‹ wird und alles immer ›megageil‹ sein muss?«

Meine Sprache ist unanständig? Kommt darauf an, wie man’s sieht. Ich kreiere diese Wortkombinationen meist aus einer bestimmten Energie heraus, nämlich aus einer spielerischen, positiven, freudigen. Gerade die Kinderseele spürt sehr wohl, ob wir aus einem hassvollen Fluch oder eben aus einem Jubelanlass Wörter und Aussagen raushauen. Dazu kommt: Ich bin Musiker und bei mir muss es einfach grooven. Keith Richards von den Rolling Stones hat einmal gesagt »Baby« und »Fuck« sind Wörter, die im täglichen Gebrauch neben vielen anderen akustischen Stolpersteinen einfach so schön swingen. Ich weiss genau, was er meint. C’est le ton qui fait la musique. Man darf das

auch nicht immer zu wörtlich, zum Nennwert, nehmen. Also »Baby« ist nicht gleich Kleinkind. Und mit »Fuck« ist nicht gleich Geschlechtsverkehr gemeint, sondern eher eine Verstärkung von etwas, was einen überaus freut oder nervt, wie zum Beispiel in Mundart das mittlerweile abgelaufene »schampar«.

Ich habe festgestellt, dass etwa Frauen, die mit dem Wort »Baby« Mühe haben, entweder einen leicht verkrampften Minderwertigkeitskomplex (sie wollen ja nicht verniedlicht werden) oder oft einen übersteigerten Emanzipationsdruck haben. (Baby suggeriert für sie schon die erniedrigende spielzeugmässige Sexopferrolle). Kurz, sie deuten dieses Wort im Grunde komplett falsch. Eigentlich ist es nämlich wie vieles aus meiner Sprachapotheke als buntes, manchmal vielleicht keckes, aber sicher herzliches Kompliment gedacht. Auch der viel zitierte Klassiker »affenhodentittengeil« ist von mir eigentlich als Kose- und Schwärmwort gedacht. Ganz einfach, weil es so schön rollt. Ist meine Sprache deswegen unanständig? Sie ist es nicht, weil mein Ton es nicht ist. Die Sprache selber ist sowieso nie für sich allein genommen gewalttätig, böse oder unanständig. Sie ist nur ein Transportmittel, ein Abbild eines Zeitgeistes, insofern vielleicht die Überbringerin der guten oder schlechten Nachricht, aber nicht die Nachricht selbst. Wie vieles im Leben kommt es auf das WIE und die gesunde Balance an.

Ich würde auf keinen Fall erniedrigendes Vokabular menschenverachtend verwenden, da ich die Menschen verstehe und achte. Die paar gröberen Ausdrücke, die ich verwende, sind durch ihren häufigen Gebrauch bereits »eingesoftet« und harmlos, gemessen an dem, was man jeden Tag auf der Strasse hört. Und überhaupt: Haben wir damals als Kinder nicht genauso grob und nervig geredet? Haben wir uns nicht erst recht »Schafseckel«, »Pfiffä«, »Pigger«, »Arschkantäfilet«, und »Blöffsack« ausgeteilt,

weil man es uns verbot und wir damit so schön die Älteren ärgern konnten? Hatten wir’s nicht auch schon vom »Vögle« vom »Wichse« und vom »Bürschte«? Ist deswegen die Welt untergegangen? Nein. Das kam und ging wie das Fieber. Der einzige Unterschied mag sein, dass die Gassensprache heute mehr auch in den Medien, in der offiziellen Sprache durchschlägt. Ob das eine Verrohung oder einfach ein Akt der Ehrlichkeit ist, darüber kann man sich streiten. Klar ist: Die Welt und die Sprache sind in ständiger Bewegung und nichts ist mehr so, wie es einmal auch nicht war. Also, meine lieben Sound- und Wortpolizisten, macht euch lieber einmal ernsthaft Gedanken über das Blut, die Gewalt und die Vergrobung in dieser Welt, draussen wie drinnen, am Fernsehen und in den Familien. Bekanntlich schocken solche Bilder und Töne die Kinder dann wirklich in ihren Grundfesten.

Den Sprachzerfall, wie es das Bildungsbürgertum beklagt, gibt es nicht, das reine Schweizerdeutsch erst recht nicht mehr. Das ist nur eine Jugendsprache, die viele Erwachsene nicht mehr verstehen und auch nicht verstehen müssen. Heute mag der Jugo- oder Balkanslang »voll krass monn wotsch Schlägerei is Gsicht du Doppelnull?«, in sein, morgen etwas anderes. Who cares? Meiner Meinung nach brauchen Sprachen weder künstlichen Schutz noch ethnische Säuberung. Alles ist im Fluss und vergänglich, das ist das Leben. Die Menschen sollen so reden wie ihnen der Schnabel gewachsen ist – no rules! Then again, es ist weniger der Inhalt als der Sound, den ich verehre. Ich liebe es, englische Wörter in einen Satz einzuflechten, wenn dieser dadurch schöner, bunter und origineller wird. Thats all folks! Got it?

Und eines ist auch klar: Die wirklich hässlichen Ausdrücke sind nicht die vordergründig platt-groben wie »sackstark«, »fucking« oder »geili Rockgörä, Bitches, Huerescheiss«, nein, sondern diejenigen, die sich so ganz

fein und geschmeidig geben, so hübsch unverfänglich tönen und damit clever die Bösartigkeit ihrer Botschaft übertünchen: »Downsizing«, »Gewinn-Optimierung«, »Human-Resource-Restrukturierung« heisst es da im Wirtschaftsjargon. Das tönt nett, meint aber, dass Menschen entlassen werden, dass Familien leiden, dass soziales Elend ausgelöst wird. So betrachtet, wird ein völlig neutraler Ausdruck wie »verdienen« plötzlich zynisch. Oder haben unsere Top-Manager, die zwanzig Millionen Franken Jahressalär haben, sie wirklich auch verdient?? Diese unglaubliche, ungerechte Falschverteilung von grossen Geldern weltweit gibt uns allen zu denken.

Ich für mich wähle weiterhin lieber Klartext als Verschleierung und falsche Schönrederei. Lieber ein harmloser »dräckiger«, aber herzvoller Ausdruck, als einer, der hochanständig klingt, doch Hochunanständiges meint. Lieber fadengerade offen, als hintenrum verlogen – auch wenn meine liebste Grossmutter, Gott hab sie selig, das verständlicherweise nicht immer witzig und anständig finden würde.

WUNSCHZETTEL MEINER NASE

Der Ausflug zum Weihnachtsmarkt ist eines meiner jährlichen Highlights. Die Lichter und der putzige Krimskram erfreuen mich, obwohl es jedes Jahr dasselbe ist: Die immergleichen Chrömli-, Tassen- und Christbaumkugelstände. Es ist Teil des ganzen Weihnachtsrituales, mir das anzusehen. Ich brauche auch nichts zu kaufen, um glücklich wieder heimzukehren. Es geht mir wie den Kindern, die eine Gutenachtgeschichte zwanzigmal hören wollen, obwohl sie sie längst auswendig kennen. Ich fahre also dorthin, ohne die feste Absicht, etwas erstehen zu wollen und ohne die Erwartung, Neues zu sehen. Ich bin sogar froh, alles immer wieder so anzutreffen, wie ich es in Erinnerung habe. Einen Tag nichts Neues gebären, verarbeiten oder bekämpfen zu müssen, das ist sicher ein Teil des Geheimnisses. Das ultimative Glückserlebnis findet aber über die Nase statt: Auf meinem Rundgang komme ich am Stand vorbei, wo’s feine Crêpes gibt, dann Feuerzangenbowle, frische Riesenbrezeln und die süssen Zimtsterne, die meine Tochter so liebt. Es riecht da und dort nach Lebkuchen, Zimt und Vanille und in den herzig kitschigen und urchigen Bretterbeizen nach verschiedenen Suppen, Kaffee und Glühwein. Das Schlaraffenland der Düfte! Dieses Erlebnis braucht Zeit. Man kann nicht alles inhalieren, wenn man kurz vor Feierabend durch den Markt hetzt. Schlendern ist angesagt. Luege, lose u schmöcke.